

Der Klostermüller.

Eine Erzählung

von
Karl Neureich.

(Nachdruck verboten.)

6. Fortsetzung.)
Nun war die Stunde da, sie alle zu rufen.
Näher heran rückten die Pfähle. Ein paar Tage noch und sie müßten auf seinen Boden kommen.
Aber noch ihnen!
Er stand und laurerte.
Ein ganzer Vormittag verbrachte er in der Scheune, sorgfältig schlich er die Art. Dann hockte er wieder in der Stube und niemand durfte zu ihm. Geschäftig betrat er das heimliche Aesch. In Wandnähe stand er hundertmal jenseits des Bachs, prüfte sein Haus mit spähenden Blicken, betastete die Torungen und das Schloß, untersuchte die Fensterlatten und machte sich an dem Steg zu tun. Die hageren Hände waren unermüdblich.
In seinen Augen flackerte ein irres, schreies Licht. Die kalten Lagen schärften und tief um seinen Mund, der grimmig lächelte. Das Geschehe sah ihm oft erlautet zu, aber er kümmerte sich nicht darum. Wochten sie guden! Wenn's Zeit war, merkten sie schon, was es gab.

Stolz und frech hob er den Kopf aus der Brust.
Und es kam der Tag, da die rot-weißen Pfähle in seinen Mägen fanden und fremde Männer in Gras setzten.
Er hockte am Fenster, die Arme auf die Brüstung gestemmt, und sah ihnen zu. Am liebsten hätte er seine Hände ergreifen und sie zusammenschließen wie widerwärtige Hunde. Aber nein, die konnten ja nie dazu! Die wußten vielleicht nicht einmal, daß sie helfen, das Recht zu brechen.
Seine Augen hing an ihrem Tun bis in den hintersten Winkel.
Als es völlig dunkel geworden war, nahm er die Art in den Arm und verließ heimlich die Mühle. Vorsichtig ging er durch seine Wälder und um eine Lunte leuchtete, da geriet er in, und wo ein Pfahl eingetrieben war, da verfiel er ihm. Und das Herz wurde ihm froh dabei und leicht.
Schon früh am Morgen hockte er wieder am Dachstuhl und freute sich der Auferstehung unter den Ähren. Lachend sah er, wie sie feine Wälder verließen. Anselm schlug er sich auf den Schenkel. Aber es dauerte nicht lange, und sie kamen wieder, mit neuen Laten und mit neuen Pfählen. Da ließ er einen Fluß aus und stampfte den Boden.
In der nächsten Nacht schlich er wieder hinab. Silbern schimmernde der Ähren im matten Licht des halben Mondes und die Wälder buleten links. Weiter kamen die Grillen.
Dem Müller fiel ein Weg auf das Herz.
So eine Nacht war es gewesen, als er mit seiner Wälsbeth zum ersten Mal einen heimlichen Weg gegangen war. Wie glücklich war er damals gewesen und wie glücklich war er mit ihr geworden. Wer weiß, wenn der Krieg nicht gekommen wäre, dann wäre er vielleicht heute noch und alles wahr anders geworden. Jetzt schlich er da auf seinem Eigentum nicht anders wie ein Dieb, um sich gegen das Unrecht zu wehren, das man ihm antat. Ja, gegen das Unrecht!
Sein Herz wurde wieder hart; sein Spannte sich die Hand um die Art.

Er schritt weiter und bald traxten und spitzten wieder Laten und Fäden unter seinen Füßen.
Vorsichtig leuchtete er heim.
Am anderen Tage kam der Bürgermeister mit einem der Breitenbeißer zu ihm.
Vordemüßig und froh empfing er sie.
Sie erzählten ihm, was in den letzten beiden Nächten vorgegangen war und baten ihn, auf seine Rechte zu achten, da sonst der Verstand auf die Mühle fallen könnte und auch auf ihn. Man könnte es ja für einen dummen Bubenstreich ansehen, aber...
„Bubenstreich!“ braute der Müller auf. „Einen Bubenstreich nennt ihr es, wenn ich mit mein Eigentum nicht verfahren will? Ich weiß! Ich weiß! Ich weiß! Und wenn heute das Zeug wieder ausgeht, dann schlag ich's wieder zusammen.“
„Sein Aesch leuchtete und seine Augen glänzten.“
Der Bürgermeister warf dem Klostermüller einen Blick zu.
„Ich hab mit gedacht, daß es so war!“ murmelte er.
Der Geometer wollte dem Klostermüller gut zureden, aber er ließ ihn gar nicht zu Worte kommen.
„Parti Eure Rebe, Herr! Ich leid's nit, und damit basta!“
„Dann habt ihr die Folgen zu tragen!“
„Das werd ich!“
„Wehrum, seid doch geschick endlich einmal!“ mischte sich der Bürgermeister ein. „Der Prozeß kostet Euch doch schon genug Geld; ich müßt ihr nun wenigstens auch noch das Wegschneidn der Fäden. Und es nutzt ja doch alles nit. Ihr treibt's so lang, bis Euch noch der Sendarm ins Haus kommt!“

„Der soll nur kommen! Ich werd ihm schon das nötige sagen oder meint ihr vielleicht, ich laß mich von Euren Geschwätz einschüchtern? Da seid ihr schief gewidelt.“
Kopfschüttelnd gingen die beiden Männer wieder.
Als der Müller am Abend wieder nach seinen Wäldern ging, nahm er seinen Hund mit. Man konnte nicht wissen, ob sich nit so ein paar Kerle auf die Lauer gelegt hätten, um ihn an einem Vorhaben zu verhindern.
Ab und zu hielt er den Schritt an und horchte in die Nacht. Graue Wälder leuchteten vor dem Mond und warren hüllige Schatten auf das Feld, aus denen die hellen Wälderlämpen der Döbhußerle geistlich erwandten. Dem Müller war's manchmal, als ob die ganze Fähr rings um ihn von wäulenden eifersüchtigen Männern umwäulte, so unheimlich wogten die Schatten. Aber furchlos ging er weiter.
So tiefer war er unterdessen und er wußte auf seinem eigenen Grund und Boden anfallen.
Streckend und schreiend drachen Stangen und Pfähle unter seinen Füßen.
Da schlug sein Hund an. Im unklaren Mondlicht sah er einen ungewissen Schatten, der auf ihn zukam.

„Halt oder ich schick!“ lang's gebietend.
„Was, auf meinem Land und ich sehen, schuff?“ knirschte der Müller. Hoch über seinen Kopf blühte die Art; schwer schlug sie nieder. Der Schatten verdrängte; aus dem Graue scholl wäulendes Stöhnen. Der Müller kramerte sich nicht darum; zu groß war der jahrelang angammelte Haß; zu genau bedacht sein ganzes Handeln. Und weiter drach er die Pfähle und Laten auf seinen Wäldern.
Im andern Morgen ließ er in aller Frühe anspannen und ließ die Setze mit umfländlichen Kürtigen nach Mainz fahren. „Wenn ihr an einen Tag mit fertig werdet, bleibt ruhig über Nacht. Ich besch mit ich, und das Geld, das ich die ins Zehntel geben habe, wird schon langen, Zeit!“
„Wartet ihr denn auch ein wenig fertig werden, wo heute doch alles hinaus soll?“ fragte die Setze besorgt zurück.
„Der Adam ist ja bei mir!“ antwortete er und gab den Götzen einen letzten Klaps. Lang lag er ihnen nach, er hatte die beiden Tiere selbst ausgezogen und hing an ihnen. Als er sich umwendete und ins Haus schritt, hatte er Tränen in den Augen.

Stunde verarm um Stunde. Fern über Aehn graute der Tag. Unruhig wanderte Wehrum vom Keller zum Speicher, durch Wohnung, Stall und Schuppen. Das Wäldrat stand, das Wehr war aufgezogen. Kaufschon sah das Wehrer sein Ziel.
Immer noch einmal blieb er stehen und überlegte, ob er auch nichts vergessen habe, aber es schien alles gut und wohlgeplant.
Da hieß er den Adam dem Försterhaus sein Wehr laden und hinauf zum Forsthaus fahren.
„Aber schon mit die Götze! Sait ja Zeit!“
Der Adam fuhr los und der Müller vertieft sorgsam das Hofort hinter ihm. Dann verarmete er es noch mit einem Balken.
So ein Tag war alles getan, nur konnte es losgehen! Das Wehrum und litig nach der Mühle, von der er den ganzen Frühweg überzogen konnte. Die Pferde, das Vieh, die Menschen, das Geld, alles war in Sicherheit; nur er, die Laten und die Fäden waren noch in der Mühle. Nun sollten sie kommen. Er war gerückt.
Er setzte sich ans Fenster und wartete. Fern in den Wäldern schafften die Bremsen wie alle Tage.
Ob sie den Keil schon gefunden hätten? Aber sie müßten ihn ja gefunden haben. Nicht am Wege müßte er ja hingelassen sein!
Und doch noch arbeitete diese Nacht wieder und stekten weiter ab. Wägen die sich denn durch gar nicht abfahren? Sollte er umsonst Blut vergießen haben? Vielleicht gar zum Wäldrat geworden sein? Und doch nit erreichen? O die Lumpenbände, diese Wäldrat!

„Wer möchte es nur gewesen sein, der ihn da auf seinem Eigentum angucken hat? Ein Einheitsführer? Ein Arbeiter? Wenn er ihn nit mit totgeschlagen hätte... Zum Wäldrat hätte er nit werden wollen in seinen alten Tagen. Was wohl seine Wälsbeth, was wohl die Mutter dazu gesagt hätten, wenn sie das gewahr geworden wären?“
„Ach, einerlei! Seine Wälden waren ja gewonnen worden zum Wälden, und er tat nit anderes, als sein Recht verteidigen, seinen Boden, den ihm die Schulte nehmen wollten, das Haus, in dem sein Vater gestorben war... Ne die Kerle verdrängen sein Wäldrat. Das waren ja alles Büttel der Bremsen... Aber er trugte ihnen!“
Er fuhr mit der Hand durch die Luft, als ob er die Gedanken verschütten wollte, die wie schwärmende Mäden auf ihn einstürmten. Tief, wann sie nur endlich kamen! Er wollte Kampf. Dieses tallose Wälden machte ihn am Ende noch widerwärtig und wehleidig. Vielleicht auch war dem Keil gar nit passiert.

„Ja, nur kein Mädel mit diesem Wolf, nur kein Erbarmen! Hatte das einer mit ihm gehabt... Wenn der Keil verheiratet war, wenn er Kinder hatte, was ging's ihm an! Was hätte der sich nachts auf seinem Eigentum herumzuwälden und ihm mit dem Gewehr zu drohen? Sollte je einer einem Wehrum angetraut drohen dürfen? Und auch noch auf seinem Eigentum Grund und Boden? Ei, nit einmal der Furcht hätte da was zu suchen, geschweige ein anderer.“
Wenn's nach Recht ging, dürfte ihn aberhaupt niemand etwas wollen! Wäldrat schreie ihn auf. Fern auf dem Fährweg sah er Staubwolken aufsteigen und rasch größer werden und sich der Mühle nähern. Er stand gespannt und lauschte und schaute.

(Fortsetzung folgt.)

Der Mann am Kontrabaß.

von
Otto Born, Wien.

(Nachdruck verboten.)

Wähler, erste Sinfonie, dritter Satz: Heroisch und gemessen, ohne zu schreien. — Das tieftraurige Thema, das einen unmittelbaren Eindruck ausnimmt und alle Kleinlichkeit des Tages vergessen läßt, beginnt mit seinen Verführerischen, die ein Kontrabaß solo in fremdem Akkordus begleitet. Der Begleiter, der ausnahmsweise als Solist den Boden führt, kann seine innere Erregung nicht verbergen. Sein Antlitz, vom schwärzern Worte unruhig, ist bleich, und die Wälsbeder flackern. Er sieht, daß die sieben Begleiter, seine Nachbarn zur Rechten und zur Linken, das Instrument de über, das einmal, einmal nur Begegnung erzählt, für sich a ein sonor und trauglich zu liegen, ein paar erschütternde Minuten lang, um dann wieder die so wenig beachtete und doch so erste und bedeutungsvolle Rolle zu übernehmen, mit seinen Tönen in diese Ziele zu tauchen, die im Vollklang der herrlichen aller Musik, dem Reiz des Erhabenen, was hinter dieser wäulenden Stimme vor sich geht. Wäldrat liegt ein Erdbeben hinter ihr vorüber. Von einer Jugend, Hoffnung geschweis, einer frohen, siegesfrohen Gewissheit, einmal dort zu stehen, wo heute ein anderer Mann, rühmend, verordnet, in der nervösen Hand den Stab hält, mit dem er diese hundert Menschen meistert, das können lebend eingelen in sein Wälden

hineinwinkt, aus dem Fiedeln und Blasen, Hirpen und Dröhnen ein harmonisches Ganzes schafft, die Erfindung eines anderen, der längt im ewigen Schale liegt, aus Neue lebend macht. Der Mann am Kontrabaß meint, auch er hätte es zuwege gebracht, wenn er die rechte Straße gefunden hätte, die dorthin führt. Er fand sie nicht, und sein gänzliches Gesicht geleitete ihn. Des Tages lehrte er nun unwillig Kinder den Geigenbogen führen, wenig geschäftig, vielleicht oft nicht einmal nach Gebühr geachtet, verärgert, begrämt. Ein schiefes Sein, Sorgen und Kummer, die um Weis und Kind. Wälsbede und abgipant eilt er in die Höhen, matt und unzufrieden betritt er das Podium, nicht viel bemerkt als einer, der zur Menge der Wäldgen an den letzten Sätzen gehört.

Dann aber umfängt ihn doch der wunderbare Zauber, Teilhaftig der großen Sonne zu sein. Seinen Platz auszufüllen. Mitzumischen an der Erhebung der Geigenenden. Und da fällt sein ruhevoller, geordnetes Bild in den Saal, in dem er nur die ersten Reiben überdacht. Frauen mit entblößtem Nacken, jungemädeln, stumpfsinnig dreinschauend, nach allen Seiten gäblig nitzend, Männer, denen man es anmerkt, daß sie in Gedanken bei ihren Beschäftigten geblieben sind. Aber über diese Wälsbede hinaus, die dem Podium zunähest hin, strömt ein Fluß aus der Künstlerherde her, von den ungeheuren, den reiner Begeisterung Erfüllten. Und auch den Mann am Kontrabaß erreicht dieser befeuernde Strom. Sein Tadeln nimmt andere Richtung. Das Unbegehene weicht frohgemutere Stimmung. Die Erregung, die ihn als Solist pflüchte, verweht allmählich. Das Aufkommen des Tages unterdrückt alle Reflexionen. Er ist mit seiner übertragene Geir nur mehr lang unter Klängen, eine Welle im bewegten Meer. Die dunkel blührende Saite des ungeliebten Kontrabaß, den er nun liebgewollt an sich lehnt, greift den hellen Ton der Violinen, das leuchtendste Singen der Celli, das helle Trillern der Flöten, die himmlischen Harpungen der Harfen. Und im Aufstehen des Orchesters zum Turme verliert der bleiche Mann im hohen Hintergrund des Podiums Bergangheit und Gegenwart. Auch sein Bogen singt mit, nicht mehr großend, nur mehr mahnd, bebend, fallend, zum Gange rudernd, auch er dem darüber schwebenden schöpferischen Geiste des Großen dienend, der hier aufsteht.

Der Meister legt den Satzlock nieder. Tobender Beifall lauscht durch den Saal. Der Dirigent verbeugt sich wieder um wieder. Er berührt dem ersten Geiger die Hand, zeigt mit vornehm Geste auf die sich erhebende Künstlerherde, die er geleitet hat.

Der Mann am Kontrabaß lehnt seine Knieleiene an die Wand, still und resigniert. Der Meister am Dirigentenpult hat auch für ihn gebant.

Teilhaftig der großen Sonne, bu Mann am Kontrabaß: Auch dich brauchen wir. Nicht alle aber wissen den Bogen der Soologie zu führen. Die Menschen sind nicht gleich. Auch im Orchester des Lebens nicht.

Der Unglücksrabe.

von
J. von Bülow.

(Nachdruck verboten.)

Als das dritte Unternehmen, bei dem er mit Pflichtgefühl, ohne Begeisterung zwar, aber auch ohne Widerstreben gearbeitet hatte, zumianbruch, begann er nachzudenken.

„Ja, es stimmte, wo er hingelommen war, da hatte bald irgend etwas nicht mehr geklimmt. Das hing schon damit an, daß es seiner Mutter das Leben gekostet hätte. Sie starb bei seiner Geburt. Sein Vater kam in seinem Beruf nicht voran, weil er für das Kind sorgen mußte. Sein einer Klassenlehrer wurde vertriebt über seine Eigenart; ein anderer gelangt veranlagte beging Selbstmord aus Verzweiflung eben hierüber.“

Er betam dann seiner Anpassungsfähigkeit schnell eine gute Stellung, aber sobald er die Liebe übernahm, ging das Unternehmen bald nur kurzer Zeit vertriebe es, ohne daß er sich selbst, ohne daß man ihm irgend welche Vorwürfe machen konnte. Nicht einmal wirtschaftliche Vorteile zog er aus dem Zusammenbruch, der sich nun schon zum dritten Male wiederholte.

„Ein Zufall“, sagte er sich, „aber ein dummer, doppelt dummer durch seine Widerstrebe.“

Wie dumm, das merkte er bei jeder Bemerkung um neue Tätigkeit. Er hatte nur die Empfindungen, die Zeugnisse der Leiter verdrachter Unternehmen. Dem Urteil traute man nicht recht. Er ging in eine andere Branche; man nahm ihn und war nach einem Jahre — pleite.

Da kam zur rechten Zeit für ihn der Krieg. Freiwillig ging er mit, wachte er auf, als der Krieg verloren war und Deutschland zugrunde gerichtet. Er hatte auch hier nur seine Pflicht getan, gelang, was man von ihm verlangte, ohne viel Kritik, ohne Widerstreben, aber auch ohne Begeisterung.

Jetzt padte ihm dafür die Verwerfung aller der Heimat. Er war der Unglücksrabe, er war Schuld auch an dem Untergang und sein alter Aberglauben wurde neu.

„Falt treib ich die Verstellung zum Selbstmord, als ich ein Wiederleben dinstartig rettete.“

Das, was nun einmal meine Unglückseligkeit ist, kann, an rechter Stelle verwertet, zum Glück werden, zum Glück für mich und die Allgemeinheit.

Darauf ging er zum Vorsitzenden einer rechtsprechenden Partei, erklärte ihm seine besondere Schidung, gab den festen Willen, die Revolution zugrunde zu richten, zu Protokoll, lehnte jeden Gedanken an einen materiellen Vorteil für sich ab und trat in die Kampfröhre der linken Parteien ein.

Er laboriert nicht etwa, was man ihm antwortet, er tat nur, was man von ihm verlangte, seine nach dem Anstellungsvortrag abgemessene Pflicht, nicht mehr, nicht weniger, ohne Widerstreben und ohne Begeisterung. Er weiß, die Stelle wird immer kommen, ihn ist doch das. Er wartet auf ihr Kommen, er wartet ab und beobachtet. Es scheint, als ob sie wirklich kommt, als ob nicht einmal die bemähte Achtheit des Unglücksraben sie auffällt.

